



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Religiöse Anschauungen der Kaffern.

Religiöse Anschaunungen der Käffern.

Der Tod — das künftige Leben.

Von nichts hört der heidnische Käffer unlieber reden, als vom Tode. Seher Leichnam flößt ihm Schrecken und Abscheu ein. Dass er selber einmal sterben müsste, weiß er wohl; allein er mag nicht daran denken, geschweige denn, dass er die Frage an sich stelle: welche Folgen dem der sichere Tod einst für ihn haben werde. — Wie dieser in die Welt gekommen, sagt ihm folgende Fabel:

Bor langer, langer Zeit wünschte Unkulunkulu, — von dem später noch die Rede sein wird, — eine Botschaft zur Erde zu senden; er wollte nämlich den Menschen kund tun, dass sie ewig leben sollten. Als Ueberbringer dieser frohen Botschaft erwählte er sich das Chamäleon. Dies aber war das schläfrigste von allen Tieren, veränderte auf dem Wege die Zeit und schlief auf einem hohen Baume, auf dem es sich sonnte, ein. Dadurch verspätete es sich auf seiner Reise. — Zwischen hatte aber Unkulunkulu seinen Willen geändert, die Menschen sollten nicht ewig leben, sondern sterben. Als Beikündiger dieser Botschaft wählte er die flinke Eidechse. Diese machte sich hurtig auf den Weg, hielt sich nirgends auf und brachte den Menschen die traurige Kunde vom allgemeinen Tode. — Bald darauf erwachte das Chamäleon, es erstieg die Spitze eines Hügels, sah von dort das Menschengeschlecht und verkündete, dass alle ewig leben sollten. Da gab ihm die Eidechse einen Klaps auf den Kopf und rief: „Mach, dass du fort kommst, du Lügner, die Botschaft lautet im Gegenteil, dass alle sterben müssen.“ Da glaubten die Menschen der Eidechse mehr, weil sie zuerst gelaufen waren; das Chamäleon aber warfen sie mit Steinen. Seitdem hassen die Käffern das Chamäleon und bringen es nicht selten um mit den Worten: „Wenn du nicht gewesen wärst, müssten wir nicht sterben!“

Uebrigens findet sich diese Sage in den verschiedensten Formen. Bei den Hottentoten war es ein Hase, der vom Monde zur Erde gesandt wurde mit folgender Botschaft: „Weil ich (der Mond) sterbe und im Sterben wieder geboren werde, so sollt auch ihr sterben und im Sterben wieder leben.“ Der Hase wurde jedoch auf dem weiten Wege über den Wortlaut dieser seiner Botschaft verwirrt und schob ein „Nicht“ ein, sodass er sich seines Auftrages mit den Worten entledigte: „Weil ich sterbe und im Sterben nicht wieder geboren werde, so sollt ihr sterben und im Sterben nicht wieder geboren werden.“ Als der Mond nach des Hasen Rückkehr hörte, wie derselbe die Botschaft ausgerichtet habe, geriet er in Zorn und schlug ihn mit einem Stock derart auf den läugnerischen Mund, dass sich beide Lippen spalteten. Deshalb haben die Hasen bis auf den heutigen Tag gespaltene Lippen.“

Wieder eine andere Lesart haben hierüber die Buschmänner. Sie erzählen: „Nachdem Ucheswa (Gott) die Menschen erschaffen hatte, nahm er sich ein Weib. Letzteres wurde fruchtbar; Ucheswa schloss dasselbe in eine Höhle ein und trat, um Medizin zu holen, eine weite Reise an. Er hatte vor seinem Weggang dem Volke befohlen, das Weib gut zu bewachen und auf keinem Fall zu graben, falls es in seiner Abwesenheit sterben sollte. — Raum war er fort, so starb das Weib; das Volk aber hatte vor dessen Leichnam einen solchen Esel, dass es ihn begrub. — Als der Schöpfer zurückkehrte und jah, was geschehen war, geriet er in Zorn und sprach: „Hättest ihr meinem Befehle gehorcht, so würde ich nicht nur

mein Weib zum Leben erweckt haben, sondern ich hätte euch die Kraft gegeben, nach dem Tode wieder lebendig zu werden, so aber sollt ihr für euren Ungehorsam gestrafen werden.“ Hierauf stieq er gen Himmel auf, wo man ihn noch zuweilen in einem glänzenden Lichte sieht und seine Stimme im Rollen des Donners hört.“

Eine vierte Sage lautet endlich folgendermaßen:

In uralter Zeit, lange bevor das Chamäleon mit seiner Botschaft zu den Menschen kam, lebten dieselben in seliger Bonne beisammen. Es gab damals keine Krankheit, keinen Mangel und keine Vermehrung des Menschengeschlechtes; es war in der Tat ein goldenes Zeitalter. — Eines Tages aber kam zu allgemeiner Bestürzung ein Kind zur Welt. Die Mutter war frank und leidend, die Leute aber gaben ihr Kürbisse zu essen, um sie zu vergessen. (Eine andere Variante sagt, eine Nebenbüchnerin gab ihr in gleich böser Absicht Korn.) Das Weib aber wurde durch den Gemüth der Kürbisse gefund und stark, worauf auch das Volk begann, dieselben zu essen. Erst jetzt schickte Gott das Chamäleon und hierauf die Eidechse, mit der so verschiedenen Kunde vom Leben und vom Sterben.

Es ließen sich wohl noch ein Dutzend ähnlicher Sagen anführen. So kindlich sind diese Märchen auf den ersten Anblick erscheinen, so liegt doch allen der Gedanke zu Grunde: Die vom allmächtigen Schöpfer ins Dasein gerufenen Menschen waren anfangs glücklich und sollten nach Gottes ursprünglichem Plan nicht sterben. Erst infolge eines bösen Gerichtes oder einer schlecht bestandenen Prüfung kam der Tod in die Welt. Ob nun dieser Gedanke als ein Rest der Uroffenbarung anzusehen ist, oder den heidnischen Schwarzen erst im Laufe der letzten Jahrhunderte durch den Verkehr mit christlichen Europäern eingepflzt wurde, ist eine Frage, die sich wohl nie mit voller Klarheit wird lösen lassen. Dem religiösen Anschaunungen der alten Käffern, die vor jeglichem Zusammentreffen mit christlichen Ansiedlern lebten, werden uns wegen des Mangels irgendwelcher schriftlichen Aufzeichnung für alle Zukunft unbekannt bleiben.

Wir kommen nun zur weiteren Frage: glaubt der Käffer an ein künftiges Leben und welche Vorstellungen macht er sich von demselben? Die Frage ist zunächst zu bejahen; allerdings über die nähtere Art und Weise dieses künftigen Lebens herrschen unter den verschiedenen Stämmen wieder die verschiedensten Ansichten, als gemeinsamen Kern aber finden wir überall die Verehrung der Vorfahren, obwohl dieselbe wieder eine ganz eigentümliche ist, wesentlich verschieden z. B. von jener in China.

Die Käffern leben in einer engbegrenzten Umgebung. Daher bleibt die Erinnerung an jede bedeutendere Persönlichkeit z. B. an einen Häuptling oder hochbeachteten Familienvater bei all seinen Angehörigen auf lange Zeit hindurch überaus lebendig. Es ist ihnen, als hätten sie erst gestern den guten alten Vater begraben, und als müssten sie jeden Augenblick keiner bekannten Gestalt wieder begegnen. Viele Jahre hindurch hatten sie mit ihm in Freud und Leid zusammengelebt; er war in allem ihr Helfer und Berater gewesen, und nun zaubert ihnen die Phantasie überall sein bekanntes Bild vor Augen, namentlich aber, wenn sie in die Nähe des Isibana kommen, wo sie ihn begraben haben. Sie können es sich nicht anders denken, als dass der alte Mann in irgend einer geheimnisvollen Weise noch fortlebe, namentlich beschleicht sie ein Gefühl seiner Gegenwart in der Nähe seines Grabs, und sie können es sich kaum

anders denken, als daß er, der früher so mächtig eingriff in ihren Lebensgang, auch jetzt noch regt: n Anteil nehme an all ihren Leiden und Freuden, daß er ihnen Gesundheit, Wohlstand und sonstige Güter vermitte, aber auch als Rächer auftrete, wenn man ihm die gebührende Achtung und Verehrung verweigere.

Die hohe Achtung vor dem Greisenalter ist überhaupt wohl der edelste Zug, den man beim Kaffer findet, und es ist deshalb nur konsequent, daß er diese Achtung und zwar in verstärktem Grad auch auf die Verstorbenen ausdehnt, so daß er zuletzt alles, was auf sein und seiner Familie Wohlergehen Bezug hat, dem guten oder bösen Einfluß seiner Vorfahren zuschreibt.

Der Kaffer zerbricht sich natürlich nicht lange den Kopf damit, wie seine Vorfahren nach dem Tode noch fortleben. Er begnügt sich mit dem zwar dunkeln, aber lebhaften Gefühl von deren Gegenwart, wie auch uns zuweilen ein verstorbener Freund in Gedanken so nahe sein kann, daß wir versucht sind, ihn in dem traurlichen Laubgang wieder aufzusuchen, in dem wir zusammen so oft zu wandeln pflegten. Auf näheres Befragen, wie er sich wohl das Leben in der anderen Welt vorstelle kann er wohl sagen, es gebe dort weder Krankheit noch Tod, weder Trockenheit noch Hungersnot, im Gegenteil Überfluss an Fleisch, Bier und allen guten Dingen. Schlechtes Volk, wie Diebe, Giftnischer, Zauberer und Verächter der Geseze haben dort keinen Zutritt; sie waren schon bei Lebz Zeiten aus jedem ordentlichen Kraal verbannit und sind es nun drüben um so mehr; unzähl schweifen sie an einsamen Orten umher. Andere glauben, der Tote könne zuweilen sein Grab verlassen und wandle dann in dessen Nähe umher. Die Buschmänner träumten sogar von der Möglichkeit, solche wandelnde Geister abzufangen und ihnen die Rückkehr ins Grab zu verwehren.

Zu Chakas Zeiten glaubten die Sulus, die Geister der toten Männer lebten unter der Erde und würden von schönen Mädchen bedient. Auch sah man voraus, der Verstorbene bedürfe zu seiner Gesellschaft Vieh, Weiber und Hunde, weshalb man in alter Zeit vielfach die Frauen und Lieblingstiere des Verstorbenen abschlachtete, nicht als Opfer, sondern um ihm dadurch zu einer willkommenen Gesellschaft und Bedienung zu verhelfen. Auch gaben sie ihm, damit er ja an nichts Mangel leide, Affagai und Schilb, Tabaksdose und andere Habseligkeiten mit ins Grab. Die Kaffer nehmen heutigen Tags noch an uns Weizen gewaltigen Anstoß, wenn sie sehen, daß wir irgend einen Gegenstand von einem Verstorbenen in Gebrauch haben. Sie selber wagen dies nie zu tun, aus Furcht, sofort der Zauberei beschuldigt zu werden.

Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß der Kaffer, wenn er von den amatongo, den Geistern der Vorfahren, spricht, unter Itongo keineswegs genau das versteht, was wir mit Geist oder Seele zu übersetzen pflegen. Einen klaren Begriff hievon hat er überhaupt nicht; er vergleicht die Seele mit dem Schatten eines Mannes und nimmt an, derselbe schrumpfe im Alter zusammen und verdünne und verschlägt sich vollends beim Tode. So kann man von ihnen auch hören, die Seele eines Menschen lebe im Dache seiner Hütte, oder der Schatten (Geist) verlasse den Körper während des Schlafes. Er schreibt auch seinen Träumen eine gewisse Realität zu, indem er wähnt, sein Schatten wandere durch alle jene Orte, von welchen ihm träumt; und verkehrt er im Traume mit anderen, so waren es deren Schatten, die ihn besuchten. Was nun im Traume bloß vorüber-

gehend geschieht, das wird, so wähnt er, nach dem Tode dauernder Zustand.

Zuweilen steht der kassische Kraalbesitzer Ochsenhörner auf das Strohdach seiner Hütte und erklärt, der Geist seines Häuptlings oder eines anderen bedeutenden Mannes lebe in diesen Hörnern und beschütze sein Heim gegen Blitz und sonstiges Unheil, andere dagegen mehr ausgeschärte, — denn solche sind auch unter den Kassern zu finden — erklären dieselben als einfache Ornamente, ohne jegliche höhere Kraft; wie überhaupt Kassern, die viel mit Weizen verkehren, von all diesen heidnischen Sachen rein gar nichts glauben, ohne sich jedoch anderseits dem Christentum anzuschließen. Das sind die kassischen Freidenker.

Im Reiche des Negus in alter Zeit.

(Fortsetzung.)

Wenige Tage darauf starb unser Anführer Cadeira durch einen Sturz vom Pferde, daß er allzu ungestüm getummelt hatte. Zu seinem Nachfolger wählten wir, namentlich dem Negus zuliebe, den es dringend wünschte, den schon vielfach erwähnten Mulatten Arias Diaz. Er hatte bisher alle ihm übertragenen Geschäfte zu unserer Zufriedenheit erlebt und verfügte über bedeutende Sprachkenntnisse; daß er ein Verräter und charakterloser Schurke war, sollten wir erst später erfahren. Kaum war er zum Anführer der portugiesischen Truppen ernannt, so ließ mir der Negus melden, er wolle sich mehr ins Innere des Landes begeben; die Portugiesen sollten mit ihm gehen, ich aber möchte bei seiner Mutter zurückbleiben. Da ich seine Hintergedanken wohl merkte, gab ich ihm gar keine Antwort, willigte aber später doch ein, als er mir durch einen Hofsbeamten melden ließ, er benötige die Portugiesen und ihren Anführer zu einem Handstreich, der zur größeren Ehre Gottes unternommen würde.

Der Negus und die meisten Portugiesen zogen fort; bei mir und der Königin-Mutter blieben sechs abessinische Hauptleute, 700 Reiter, 1000 mit Schilden bewaffnete Fußsoldaten, 500 Bogenschützen und 50 Mann mit Doppelhaken zurück, die sie mit bewunderungswertem Geduld zu handhaben wußten. Mit diesen Truppen rückte ich bis zum Fuße des Gebirges vor auf dem sich der maurische Fürst Coronha befand und schlug mein Zelt so nahe als möglich dabei auf. Meine Leute erhoben ein Freudengeschrei, erfüllten die Lüft mit dem Geschmetter der Trompeten, wie sie es in ihren Feldlagern zu tun gewohnt waren und riefen voll Begeisterung aus, sie seien bereit, für ihren Glauben an Jesus Christus, den Sohn Gottes, Blut und Leben zu lassen.

In dieser Kampfesstimmung drangen wir in das Gebirge ein und bemächtigten uns eines nahen Fleckens, dessen Einwohner geflohen waren. Wir fanden dort einige Lebensmittel, namentlich aber Töpfe mit Honigwein. Der Wein war vergiftet. Zwei unserer Leute, die unvorsichtig genug waren, davon zu trinken, starben eines jähren Todes. Wir zertrümmerten deshalb die noch übrigen Töpfe und zogen uns zurück.

Ich sah, wir hatten es mit einem bösen heimtückischen Feind zu tun und schickte deshalb zwei Reiter an den Negus mit der Aufforderung, er möge schleunigst zu uns stoßen und noch vor der Annäherung Coronhas von diesem Orte Besitz ergreifen; der Pässe wolle ich mich selbst bemächtigen, um den Feind zu verhindern, sich auf uns zu stürzen. Zugleich ließ ich dem Arias Diaz sagen,